

Der Frankenbund

1932

November-Dezember

Heft 11/12

Michael Vorndran

Eine Geschichte aus dem Frankenland von Runi Tremel-Eggert

Wie Michael Vorndran drei Tage alt war, rief seine Mutter seinen Vater ans Bett und sagte: „Moz loß dir sog, der Jung werd was extras, guck na amoll o“. Das tat der Vater, aber er fand, daß der kleine Michel nicht anders aussah als seine zwölf anderen, ihm vorausgegangenen Geschwister, drei Tage nach ihrem Eintritt in die Welt. Aber der Moz widersprach deshalb trotzdem seiner „Lisewett“ nicht, denn er wußte es aus langjähriger Erfahrung, die Gefährtin seines Lebens war ein verteuftelt gescheites Weibsbild. Wußte der Himmel, wo sie's her hatte, aber wenn sie sagte: „Moz loß der sog“, dann hat sie recht. So sagte er auch jetzt nichts weiter dagegen, als: „Der Herrgott geb's“ und Frau Lisewett war's zufrieden. Sie war überhaupt leicht zu befriedigen und zu beruhigen, es lag in ihrem Blut. Wenn die Nachbarn zu ihr sagten „scho wieder dabei“, schimpfte sie nicht wie andere Weiber ihren Moz zusammen, sondern sie dachte, in der Ehe sind zwei eingespannt. Und dann, fleißig war der Moz. Er hatte zwar weder einen vornehmen noch einen einträglichen Beruf, er war Lumpensammler, aber sie lebten, wenn sie es auch leicht besser hätten vertragen können. Weniger wurde der Verdienst trotz der vielen Kinder nicht, und der Moz empfand es bald „Kindersegen ist Gottessegen“. In der kleinen Bretterbude hinter seinem Häuschen hockten sie, sobald sie nur soviel Verstand hatten, um Knochen, Papier und Lumpen auseinander zu trennen, und halfen sortieren. Und die Buben, deren zerflickter Anzug „aus dem Geschäft gezogen“ war, zerrten den Karren durch alle Dörfer weit um und gingen nicht heim, bis er hochbeladen war mit vollen Lumpensäcken; denn sie hatten großen Eifer. Daran waren ihre Sparkassen schuld. Jedes Kind hatte eine, das eine einen tönernen Mohrenkopf, das andere ein rundliches Schweinchen mit einem Schliß zum Geldeinwerfen, das dritte ein Kirchlein, wo man zum Dachfirst hineinopferte. Und waren's der Nickel zehn, so machte Frau Lisewett eine feine Silbermark drauß, und wiederum zehn Silbermark gaben ein Goldstück. Dies Goldstück war wie eine kleine Sonne, es leuchtete den armen Vorndrankindern auf ihren arbeitsreichen Weg. Sobald aber ein Bub aus der Schule war, leerte Frau Lisewett die Kasse aus, legte darauf, was zu den sechzig oder achzig Mark Lehrgeld für drei Jahre nötig war, und stellte ihren Buben bei einem tüchtigen Meister ein. Die Mädchen gaben sie in den Dienst, und so war alles in Ordnung, denn da die Vorndrankinder bescheiden erzogen waren, war jedes mit ihnen zufrieden. An den hohen Festtagen des Jahres kamen sie heim — alle. Ja — und dann war ein Sich-gegenseitig-Begucken und Verwundern — denn sie schossen alle in die Höhe wie Holunderstauden. Der kleine Michel aber, der der letzte geblieben war, blieb zierlich und klein. Schon war er

acht Jahre. Zwar turnte er jeden Tag, turnte wie eine kleine Katze, aber wachsen tat er nicht.

Trotzdem, er war ein goldiger Kerl, darüber waren alle einig, und alle hatten ihn lieb. Er war so lustig, so hell bei Verstand, so schnell auf alles gefaßt, daß man mit ihm nicht aus dem Lachen kam. Und lustig war er immer — außer wenn er von jemand hörte, daß er immer noch nicht gewachsen sei. Oft, oft dehnte er heimlich die lächerlich schmale Brust, aber er mußte zusehen, wie seine Schulkameraden über ihn hinauswuchsen. Seine Mutter sagte darum oft: „Michl, loß der sog, bei an plätz der Knotn eher, beim andern später“. Dann guckte der Michl seine Mutter prüfend an und seine braunen Augen standen groß und glänzend in dem schmalen Buben Gesicht. Natürlich fortierte der Michel Lumpen mit aus, seit er krabbeln konnte, doch wie ganz anders war dies Geschäft bei ihm als bei den andern. Seine Mutter dachte sich oft heimlich, der Herrgott verzeih' mir, aber es ist, als seien die andern Kinder — Werktag und der Bub Sonntag. Wer kam auch auf solche Einfälle wie er? Richtige Geschichten zog er aus den Lumpen heraus, lustige, daß sie vor Lachen schreien mußten, und grausige, nicht zum sagen. Wem von ihnen wäre es wohl eingefallen nachzudenken, wem einstmals dieses zerschlossene, halb vermoderte Seidenkleid gefertigt wurde? Der Michl hielt sich die knisternden Reste an den schmalen Bubenkörper und zeigte ihnen den stolzen Gang der reichen Dame. Dann wieder grub er den Zipfel einer Tischdecke aus, an dem noch ein Stückchen schwarzgewordene Goldborte hing. Sie sollten einmal denken. Und sie dachten, dachten mit dem Michl, der der ganzen Welt gegenüber ganz anders eingestellt war, als sie alle.

Eines Tages, er war nun schon zehn Jahre vorbei, fand er unter den Lumpen einen wunderschönen grünen Hut. Das heißt der Hut war gerade nicht mehr wunderschön, aber immerhin, es war ein Wunder, einen, wenn auch verblichenen Hut ohne jedes Loch unter den Lumpen zu finden. Herrgott, hat der Michl eine Freud! Er bürstete ihn umständlich aus, reinigte ihn mit Speichel von den Flecken, legte ihm einen Innenrand von ein halb Duzend Zeitungen, steckte sich eine Fasanenfeder darauf und trug den Hut zu jeder Stunde. Zwar, der Hutrand lag dem Michl im Genick, und seitlich, trotz der Zeitungen, fast auf den Schultern, aber seine Mutter hat gesagt: „Loß der sog, mei Bu, wenn a anderer so an Hut het“. Seitdem trug er ihn, und je länger er ihn trug, desto besser paßte er ihm, denn man kann auch aus Gewohnheit hineinwachsen, wenn es anders nicht geht. Aber nicht nur Hüte fand der Michl — er fand auch anderes, und seine Lade war davon vollgepfropft. Da lagen Kalender längst verflüssener Jahrgänge, dann Bücher — alle Sorten. Alte Schulbücher von Studenten, französische, von denen der Michl kein Wort lesen konnte, und Geschichtenbücher, aus denen er in langen Winternächten las. Eines Tages aber erlebte der Michl eine große Aufregung, die aus einer großen, großen Freude kam. Es war an einem hohen Festtag und alle Geschwister waren wieder einmal beisammen. Da legte der eine Bruder, der Sattler, dem Michl ein Paket in die Hände und sagte: „Das gehört dir“. Und wie der Michl aufgeschnürt und ihm alle neugierig über die Achsel gucken, da liegen vor ihm ein Paar hellgelbe Ledergamaschen, ein Paar richtige, echte. — Den Michl hat's ganz herumgedreht vor freudigem Schrecken, und er hat den Bruder mit seinen braunen Augen angelacht, daß es dem feucht wurde

in den Augen. Natürlich waren es keine neuen Gamaschen, aber fast wie neu. Der Bruder hatte sie zwei Jahre getragen und war nun daraus gewachsen, nun sollte sie der Michl haben. Wie sie der Michl an die Beine hielt, siehe, da konnte er sie zweimal herumwickeln. Zwar holte er einen Haufen Lumpen und versuchte nachzuhelfen, aber es war immer noch nichts, und Frau Wisewett sah sich gezwungen zu sagen: „Michl, loß der sog, die senn dir nuch zu weit, da lachn dich die Bum aus. Wart's ob, bis es ander Johr bista neigewachsn“.

So legte sie der Michl in die Lade — aber jeden Sonntag probierte er sie. Es ist eine langweilige Sache, auf's Wachsen zu warten, und dem Michl kostete das Warten viele Seufzer.

Da kam der Krieg und der Michl vergaß schier seine Gamaschen. Der Vater mußte nicht mehr mit, er war zu alt — der Michl konnte noch nicht —, er war zu jung, die andern aber holte der Krieg alle.

Nun kam der Postbote fast jeden Tag, und der Michl hatte zu tun mit Antwortschreiben. Da war's halt nun recht, daß er eine so leichte Hand hatte und damit umgehen konnte. So ging die Zeit hin, und eines Tages, es war schon im zweiten Kriegssommer, kam der Michl wieder einmal an seine Lade und — an seine Gamaschen. Er probierte wie so oft schon — da durchfuhr ihn ein freudiger Schreck — war's möglich? Sie saßen, saßen sogar fein, und freudestrahlend rannte er zur Mutter, stellte sich lachend, jedoch wortlos vor sie hin. Sie sah natürlich sofort, was los war, betastete zuerst selbst zweifelnd, die innere Fülle der Gamaschen, konnte aber nicht anders als anerkennend sagen: „Michl, loß der sog, du machst dich!“ Und wie sie ihn nun prüfend betrachtete fand sie mit einem Mal, daß er mit einem Mordsschuß emporgegangen war. Vor lauter Krieg und Sorge um die Buben draußen hatte sie gar nicht darauf gemerkt. Oder war es gekommen, weil der Michl nicht mehr darauf wartete? Sei es wie es will, der Michl war ein glücklicher Mensch und stolzierte mit schönen Gamaschen herum. Er liebäugelte sogar schon mit dem Soldatenmaß, doch da ward Kriegsschluß.

Vier Brüder vom Michl kamen nimmer heim. Da ging es still zu im kleinen Haus. Den Vater drückte das Herzeleid zu Boden, und eines Tages tat er nicht mehr mit. Wie sie vom Friedhof heimkamen, hielten sie großen Familienrat, aber keiner der heimgekehrten Brüder wollte daheim bleiben, sie hatten ja alle ein Geschäft gelernt und wollten nicht davon lassen. So mußte halt der Michl versprechen, bei der Mutter und den Schwestern zu bleiben und das Geschäft weiter zu führen. Und seine Mutter dankte ihm diesen Entschluß mit reichsten Segenswünschen.

Und richtig, der Michl hatte anderes Glück wie sein Vater. Siebzehn Jahre zählte er, als eines Tages im Lokalblatt eine vielbesprochene, aber auch vielbespöttelte Anzeige erschien. Sie war vom Michl aufgegeben und verfaßt und lautete:

„Lumpen, Knochen und Papier
Zahl ich am allerbesten hier.
Darum trägt's auch jedermann
Zu der Firma Michael Borndran.“

Wegen der Firma bekam der Michl am meisten zu hören. Doch das verdroß ihn nicht. Die Hauptsache war, die Leute brachten Lumpen, sie,

die Vorndrans brauchten nicht mehr von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf; Mutter und Schwestern hatten genug zu tun mit Sortieren, Abnehmen und Auszahlen.

Nichl hatte den Kopf voll Gedanken und erst recht die Hände voll Arbeit. Bald langte die Bretterbude nicht mehr und er war gezwungen, als „Lager“ einen leeren Stadel zu mieten. Dort gab er nun an — wenn er nicht daheim saß und rechnete und schrieb. Und immer trug er dabei seine glänzenden Gamaschen. Die gaben ihm direkt etwas Herrenmäßiges. Wenn er aber Samstags nachts Kassa machte und Geldschein auf Geldschein legte, und seine Mutter kam gerade herein und sah es, dann sagte sie oft ganz aufgeregt: „Nichl, loß der sog, mir werds ganz Angst vor dem Haußtn Geld“.

Das Bamberger Heinrichspiel

Von Peter Schneider

3. Aufzug¹⁾.

(Einige Wochen später. Auf der erhöhten Bühne sind zwei Thronessel aufgestellt. Teppiche werden davor gelegt; von den Balkonen hängen bunte Tücher herunter. Spätmittag.)

I. Auftritt

(Kaiser und Kaiserin treten im Gespräch mit dem Abt des Klosters Michelsberg aus einer Tür. Die Hoheiten tragen schöne gegürtete Hausgewänder, der Kaiser einen Rock, der mit lauter Pinienzweigen bestickt ist.)

Kaiser: Ja, Vater Abt, verlaßt Euch drauf; Weipelsdorf bleibt Eurem Kloster, so lange ich noch ein Wort zu sprechen habe; dessen seid unbesorgt!

Abt: (Ein älterer, etwas rundlicher Mann, sich verbeugend) Zu gnädig, hoher Herr!

Kaiser: Als Ihr heut schreckensbleich auftauchtet, da vermeint' ich schier, Euer fröhlicher Sinn, Eure Lust am harmlosen Scherz hätt' Euch verlassen. Doch jetzt leuchtet schon wieder der Schalk aus Euren Augen.

Kaiserin: Des sind wir froh, ehrwürdiger Vater!

Abt: Ein fröhliches Herz hat Gott lieb, erhabene Frau!

Kaiser: Nun höret noch ein ernstes Wort. Wißt Ihr, was diese Pinienzweige bedeuten?

Abt: (lebhafte) Herr Kaiser, ein ganzes Bündel von solchen Zweigen, nadelstachelig, klebrig von Harz, mit schweren Zapfen dran, trug ich selber schon in der Faust, als ich drunten in Welschland den Berg Garganus zu St. Michels Heiligtum hinauf stieg! (sich verbessernd:) hinaufstoch! hinaufsteuchte!

Kaiser: Und seht nun, ich trag' immer das Gewand mit diesem Pilgerzeichen, wenn mich die Sehnsucht nach eben jenem heiligen Berg erfaßt, den ich noch einmal besteigen möchte!

Abt: (mit Ueberzeugung) O Herr Kaiser, Ihr seid, trotz allem, noch immer besser zu Fuß als ich!

¹⁾ Zu der Angabe im Personenverzeichnis (Heft 9/10, S. 123) „Heinrich von Lothringen, Bruder der Kaiserin“ ist berichtigend zu bemerken, daß Heinrich von Lothringen in der vorliegenden Fassung des Stüdes nicht persönlich auftritt.